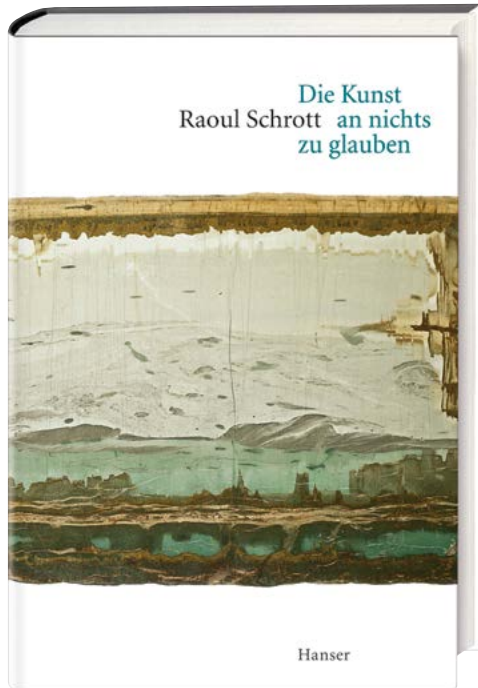


Leseprobe aus:

Raoul Schrott
Die Kunst an nichts zu glauben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER



DIE KUNST
Raoul Schrott AN NICHTS
ZU GLAUBEN

Carl Hanser Verlag

I 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24965-3

© Carl Hanser Verlag München 2015

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

DIE KUNST
AN NICHTS
ZU GLAUBEN

Die Mosaiken von Ravenna: grün und blau und weiss; Marmor und Mineral, Farbglas und Blattgold ausgelegt zu Motiven der Erlösung, die auch bar jeder biblischen Symbolik gewärtig werden: so *da*, an Gewölben und Wänden Licht sammelnd gegen das Dunkel. Im Mausoleum der Galla Placidia steht man in Sternen und verkörperten Winden, in San Vitale auf Bodenlabyrinthen, die Himmelskugel darüber, in Sant' Apollinare Nuovo unter den Vorhängen an der Kolonnade des Palastes, um den Arm einer dahinter verborgenen Frau sich um eine Säule schlingen zu sehen, daneben die erste Darstellung Luzifers als blauer Engel. Und vor der Stadt, in der Basilika von Sant' Apollinare in Classe, die sich das Offene einer Markthalle bewahrt hat, schaut man auf eine grasgrüne Mosaikfläche, welche die einst umliegende Landschaft mit einem Detailreichtum vor Augen führt, der ihre Vögel, Tiere, Blumen und Bäume noch bestimmbar werden lässt. Es ist ein derart diesseitiges Panorama, dass ich wünschte, das Hier und Heute mit Worten ebenso darstellen zu können wie diese Steinstitute die Figuren ihrer Welt, ebenso exemplarisch und am Rande aller Vorstellungen eines Gottes, seiner vereinfachenden Personifikation unseres Ausgriffs ins Leben, in die Natur.

In der Biblioteca Classense stiess ich auf ein Manuskript aus der Zeit um 1700, das eine Bibel solcher Weltlichkeit entwarf. Es stellte religionskritische Einlassungen an den Anfang, um darauf Reflexionen einer Geisteshaltung zu skizzieren, die auf die Idee Gottes ausdrücklich verzichtete. Der Eintrag auf der alten Karteikarte war jedoch das einzige, was über dieses Folio in Erfahrung zu bringen

war: »B. C. 10450 2 / 7 – *Manuale Dell' Esistenza Transitoria (De Arte Nihil Credendi)* – Matteo Cnuzen [?]; Pomposa«. Dieser bibliothekarischen Information zufolge war die Schrift als italienische Übersetzung eines ursprünglich lateinischen Textes katalogisiert worden – ohne dass ihr Autor aus dem Frontispiz des 72 Seiten umfassenden Folios oder dem Text selbst hervorging.

★

Eine dünne Druckschrift mit dem Titel *De Arte Nihil Credendi* – »Über die Kunst an nichts zu glauben« – ist bekannt. Sie umfasst kritische Portraits von Katholiken, Papisten, Hugenotten, Anabaptisten, Libertins und Atheisten, um eine gnostische Position zu skizzieren, die Gott als Universalie allen Wissens betrachtet, das der Mensch kraft seiner Intelligenz über die Dinge und Lebewesen erlangen kann. Verfasser war der vierundzwanzigjährige Geoffroy Vallée, der unmittelbar nach ihrem Erscheinen in Paris inhaftiert, der Gotteslästerung angeklagt und schon am nächsten Morgen – dem 9. Februar 1574 – erst aufgehängt und dann, halb noch am Leben, am Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Die Schrift kursierte unter der Hand weiter. Als Urheber unseres »Manuals der transitorischen Existenz« kommt Vallée jedoch nicht in Frage, obwohl mehrere Sätze daraus zitiert werden: »Der Mensch ist das Wissen, die Gebote, die Gesetze. Und was sind diese Gesetze? Die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Wahrheit und die Freundschaft, die man uns von der Mutterbrust an abgewöhnt hat, indem man uns stillt durch Angst und Schrecken vor einem Gott. Der Glaube an ihn verstellt die Mitte des Wegs, der von der Ignoranz zum Wissen führt.«

★

Die »Kunst an nichts zu glauben« ist in einen kleinen Kanon atheis-tischer Literatur einzureihen, der mit einer Unterstellung beginnt. 1239 belegte Papst Gregor IX. den Stauferkaiser Friedrich II. mit dem Kirchenbann, unter dem Vorwand, er solle behauptet haben, »dass die Welt von drei Schwindlern betrogen wurde: nämlich Jesus Christus, Moses und Mahomet«. Daraus entstand das Gerücht um ein Traktat mit dem Titel *De Tribus Impostoribus* – »Von den drei Hochstaplern« –, das im Laufe der Jahrhunderte immer notoriischere Präsenz erlangte, wobei unterschiedlichste Autoren der Abfassung dieser »pestilenten, nicht ohne Schauer zu lesenden Schrift« bezichtigt wurden: Poggio Bracciolini etwa, Boccaccio, Aretino, Macchiavelli, Giordano Bruno oder Rabelais. Nicht nur Antiquare und Sammler suchten in ganz Europa nach diesem Buch, auch prominente Persönlichkeiten wie die Tochter König Gustav Adolphs von Schweden. Von ihrem Botschafter Salvius hiess es, er habe schliesslich eine Abschrift in die Hände bekommen, um sie jedoch, kurz vor seinem Tod durch »übermässige Fleischeslust«, dem reinigenden Feuer zu übergeben.

Dank dieser Anrühigkeit wurde aus einem inexistenten schliesslich ein existentes Traktat, anonym erstellt in verschiedenen Sprachen und unterschiedlichen Versionen. Abschriften der lateinischen Fassung tauchen 1633 in Frankreich, der Schweiz und in der Handbibliothek des Priesters Johann Friedrich Mayer zu Kiel auf. Dort bekam Leibniz die 28 Seiten eines Folios zu Gesicht, um zu berichten, »dass man nichts Abstossenderes, Pietätloseres und Gefährlicheres lesen kann; die vierte Seite dieses Machwerks wurde mit einem Stift fast völlig unkenntlich gemacht, offenbar wegen der unzähligen darin enthaltenen Blasphemien«. Das Manuskript wurde 1716 von Prinz Eugen erstanden, später in einer kleinen Auf-

lage gedruckt und befindet sich heute in der Wiener Nationalbibliothek.

Daneben wurde 1672 eine davon abweichende französische Fassung vorgelegt. Als sie 1719 in Druckform erschien, wurde sie als »chimärisches Werk« eingestuft, »zusammengeschustert von einem jener miserablen Kompilatoren, die es kaum kümmert, was sie in Buchform bringen, Hauptsache, sie können damit die Narren narren«. Exemplare zu erhalten war schwierig, da die Erben des Verlegers den Rest der Auflage verbrennen liessen und das Werk auf den Index der verbotenen Bücher geriet; sie verkauften sich deshalb für »das Monatsgehalt eines calvinistischen Priesters« und sind heute in Los Angeles, Brüssel, Florenz und Frankfurt einzusehen.

Unser Manual übernimmt nicht wenige Stellen der lateinischen Fassung von *De Tribus Impostoribus*, wie etwa die Nachricht, dass »Jesus der uneheliche Sohn der Haarschneiderin Miriam von Bethlehem und des römischen Legionärs Joseph Pandira oder Panthera war. Ehrgeizig, eifersüchtig und provokant machte er Gebrauch von den magischen Künsten, die er sich in Ägypten angeeignet hatte, um in den Tempel von Jerusalem einzudringen und Zugang zu seinen Geheimnissen zu erhalten, die es ihm erlaubten, Wunder vorzutäuschen und die Menge an der Nase herumzuführen. So brachte er es bald zu einer Anhängerschaft von Kindsköpfen, die er Glauben machte, dass der Heilige Geist sein Vater und seine Mutter eine Jungfrau wäre. Nach seinem Tod wurde seine Leiche von seinem Gärtner gestohlen, der sie in seinem Garten vergrub«.

Ähnliches wird über den Stifter des jüdischen Glaubens verbreitet: »Moses war der Enkel eines grossen ägyptischen Astrologen und Magiers; um seine Schaf- und Ziegenhirten von seiner göttlichen Sendung zu überzeugen, führte er ihnen einige Gaukeleien

vor, die sie für Wunder hielten, und liess sie Altweibergeschichten schlucken, demnach der erste Mann aus Lehm und die erste Frau aus einer Rippe erschaffen worden wären. Derart wurde er Anführer der Hebräer; er machte seinen Bruder zum Priester, zog sich von Zeit zu Zeit zurück unter dem Vorwand, sich mit Gott beraten zu müssen, und verschaffte sich dadurch schier grenzenlose Achtung und sklavischen Gehorsam«.

★

Der Eintrag auf der Karteikarte der Bibliotheca Classense – »Matteo Cnuzen [?]; Pomposa« – führt auf eine andere Fährte. Gemeint sein kann nur der 1646 im friesischen Oldenswort geborene Matthias Knutzen, der sich in Königsberg und Kopenhagen für Theologie einschrieb, ohne das Studium abzuschliessen, dann eine Stelle als Dorfschullehrer und Hilfsprediger unweit von Kiel erhielt, ob seiner bauernfreundlichen und obrigkeitsfeindlichen Reden jedoch bald verjagt wurde.

Im September 1674 ging er nach Jena, wo er in der Stadtkirche handgeschriebene Flugblätter unter die Beichtstühle der Professoren steckte, die den Titel *Ein Gespräch Zwischen Einem Lateinischen Gastgeber Und Drei Ungleichen Religionsgästen* trugen. Am nächsten Tag deponierte er in der Kutsche des protestantischen Hofpredigers eine zweite, lateinische Flugschrift namens *Amicus Amicis Amica* – »Freundliche Wünsche eines Freundes für seine Freunde« –, in der er sich als Mitglied einer 700 Bürger und Studenten umfassenden »Gesellschaft der Gewissener« ausgab.

Beide Texte führen Ungereimtheiten und innere Widersprüche der »konfusen, ohne Sinn und Überlegung geschriebenen Bibel« an und heben hervor, dass sie mehrfach – Jesaja 16. 14, Psalmen 88. 11,

Kohelet 3.19 und Hiob 14.12 – darauf verweist, »dass die Toten nicht auferstehen werden. Dazu erklären wir, dass es Gott nicht gibt, verachten zutiefst alle Obrigkeit und lehnen auch die Kirchen mitsamt ihren Priestern ab. Wir Gewissener glauben nichts, es sei denn, es stimmt überein mit dem Wissen und der Vernunft – nicht eines Einzelnen (welcher vielleicht irren mag), sondern der Vielen mit ihrem gemeinschaftlichen Gewissen. Dieses Gewissen ist uns angeboren, hört aber im Tod mit uns auf«. Es existiert nur die Natur – und diese einzige, alles hervorbringende Natur weist kein idealistisches Antlitz auf. Er, Knutzen, »wolle deshalb der Welt eine andere, weit wahrhaftigere Bibel zeigen«.

Um der drohenden Verhaftung zu entgehen, wich er zunächst nach Nürnberg aus. Der erlassene Steckbrief beschrieb ihn markant als »satanische Fledermaus – von kleiner Statur, hager, schwarzbraun im Gesicht und mit schwarzbraunen Haaren. Er war in braunes Tuch gekleidet, auf die Art der aus Preussen ankommenden Studiosi, trug einen braunen engen Rock, hatte einen braunen Mantel um und hielt einen braunen Stab in der Hand, worauf oben ein kleines eisernes Hämmerlein gewesen, womit er den Stab fasste«.

Bereits einen Monat später, im Oktober 1674, verliert sich jedoch jede Spur Knutzens. Überliefert ist einzig die Nachricht, »er sei in einem italienischen Kloster gestorben«. Dies passt zur Herkunftsangabe des »Manuals der transitorischen Existenz«: die Benediktinerabtei von Pomposa – in einem von Malaria verseuchten Landstrich auf halbem Weg zwischen Ravenna und Venedig gelegen – war 1671 aufgelassen worden, es lebten aber weiter Mönche dort.

★

Nicht wenige Stellen aus Knutzens Schriften wurden in unser Manual übernommen, so die Maxime »ehrlich leben, niemanden beleidigen und einem jeden das Seine geben. Wer wohl lebt, dem ist's der Himmel – wer diese Bibel verwirft, verachtet sich selbst«. Desweiteren finden sich aus dem in Knutzens norddeutschem Umfeld zu eben dieser Zeit kursierenden *De Tribus Impostoribus* die oben zitierten Passagen. Falls es sich bei dem Manual also um die von Knutzen angekündigte »andere Bibel« handeln sollte, scheint sie erst in Pomposa entstanden zu sein.

Pomposa war im Mittelalter bis hinauf zum Humanismus eines der bedeutendsten scholastischen Zentren Italiens; es hielt das multikulturelle Erbe Ravennas aufrecht, in dessen Mosaiken Byzantinisches sich mit Spätantikem verbunden hatte. Guido d'Arezzo etwa lehrte dort Musik und erfand die Notenschrift, indem er aus den jeweils anders angestimmten Anfangssilben des Johannes-Hymnus des Langobarden Warnefried – der zu einer von Horaz' Ode an Phyllis übernommenen Melodie gesungen wurde – die noch heute gebräuchliche Tonleiter bildete: *ut queant laxis / resonare fibris / mira gestorum / famuli tuorum / solve polluti / labi reatum / s.ancte i.ohannes*. Die Bibliothek selbst war umfangreich mit Kodizes aus Ost und West bestückt; dazu kam die Nähe zu Venedig, wo im 16. Jahrhundert nicht wenige Übersetzungen armenischer, persischer und indischer Texte verlegt worden waren.

Das ist insofern von Belang, als unser Manual eine ähnliche Kompilation darstellt wie *De Tribus Impostoribus*. Die identifizierbaren Quellen verraten die Eklektik seiner Konzeption: Lukrez, Spinoza, Hobbes, Garlandus Compotista, der im 11. Jahrhundert die Idee von Zeit als eigene, vom Raum unabhängige Dimension darlegte, und die darauf gründenden Schriften des Levi Smolinides. Ande-

res ist dem »Buch der Lamentationen« entnommen, das der armenische Mönch Gregor von Narek im 10. Jahrhundert verfasste, oder dem »Letzten Willen« des Sabinus Serrat. Dazu entstammen einige Motive einer Sammlung von Gedichten des 5. Jahrhunderts, die dem indischen Hofdichter Bhartrihari zugerechnet werden und zu Knutzens Zeit erstmals von niederländischen Missionaren übersetzt worden waren. Sie fokussieren, bald skeptisch, bald ironisch, die unvorhersehbaren Umschwünge des Lebens in seiner Spannung zwischen Eros, Schönheit und Vergeblichkeit, Genuss und Askese. Zentral darin ist die Auffassung eines sich beständig im Fluss befindlichen Lebens, seiner elementaren Vorläufigkeit und Leere. Wo dies mit der Idee des Zyklischen verbunden war, mit Seelenwanderung und Wiedergeburt, ist davon im Manual nichts mehr zu merken. Dennoch scheint von dieser Vorstellung der Begriff der transitorischen Existenz abgeleitet – als etwas Vorübergehendes, das mit dem Tod sein Ende findet.

In seinem Duktus unterscheidet sich das Manual dazu von den Flugblättern Knutzens. Das ist wohl auch dem unbekanntem Bearbeiter zu verdanken, der das verschollene lateinische Original mit mehr oder minder grosser Freiheit ins Italienische übertrug – wenn er nicht seinerseits »Über die Kunst an nichts zu glauben«, »Von den drei Hochstaplern« und Knutzens Schriften bloss als Vorlagen verwendete, um einzulösen, was ein ungeschriebenes Traktat einmal versprochen hatte: nämlich anhand unterschiedlicher philosophischer Traditionen eine atheistische Perspektive zu etablieren – um daraus Sentenzen zu einer Lebensführung ohne Glauben an das Jenseits zu gewinnen, Maximen eines ganz dem Diesseits verhafteten Humanismus.

★

Das »Manual der transitorischen Existenz« wurde nie publiziert; in der Biblioteca Classense konnte ich lediglich eine Abschrift anfertigen. Es ging mir im Kopf herum, bis Passagen daraus und Einzelheiten der Mosaiken von Ravenna schliesslich zusammenfanden. Darüber stellte sich ein Blick ein, der in Berufen und Werdegängen, in dem, woran wir uns abarbeiten und womit wir vortreten, eine Art »gemeinschaftliches Gewissen« sah. Ob als Ich oder im Anonymen, durch Masken gesprochen oder von Wendepunkten des Lebens und der Jahre erzählend: am und im Einzelnen zeigt sich auch Beispielhaftes.

Das Schreiben beginnt mit einer Enge im Hals; es formt noch vor jedem Satz einen Ton. Ihre Stimme erhielten diese Gedichte durch den reinen Reim als Echoraum auf die Mosaiken. Wo sie Figuren mit Steinstitfen zusammensetzen, greifen die Verse auf den Setzkasten möglicher Reime zu, die ihnen überraschende oder zwangsläufige Wendungen geben, um sie dabei zu einem Ganzen zu schliessen – dem versprengten Nebeneinander auf einem Mosaik vergleichbar, das erst im Abstand eine Gestalt erlangt. Manche Reime wiederholen sich, Tesserae entsprechend, in anderen Konfigurationen: manche Ideen setzen sich in späteren Strophen fort, um in deren Bildrahmen auch andere Wertigkeiten zu erhalten. Alles in dem Feld von Worten aufleben zu lassen, denen die Sprachgeschichte über Jahrhunderte hinweg dieselbe, wesensverwandt wirkende Klangfarbe verliehen hat, ähnelte der mit einigen wenigen Farben ausgelegten Mosaiklandschaft von Sant' Apollinare in Classe und wie sie bei allem Realismus allegorisch bleibt.

Erscheint in diesen Zeilen Gott, dann nicht nur, weil die Personifikationen, Metaphern und Analogien der poetischen Diktion einen metaphysischen Gestus in sich tragen, sondern auch, weil sich uns

seine Idee als Stilisierung der Zufälligkeiten und Unbestimmbarkeiten des Lebens aufdrängt. Sie steht als Kürzel für die nicht zu ermessende Totalität der Natur und entwirft für die ständig changierenden Konstellationen des Lebens eine Mitte, die keinen Bestand hat. Da ist nicht der eine Punkt, die eine Figur, in der sich alles fassen lässt, da sind immer wieder neu sich ergebende Fluchtlinien, die sich über die Seiten ziehen, ohne eine alles umfassende Gestalt zu ergeben. Eint etwas all diese Konturen, ist es eine Haltung, die Schönheit zu finden sucht im Scheitern – um ihm eine Moral abzurufen.

★

Auszüge aus dem *Manuale Dell' Esistenza Transitoria* werden hier, übersetzt, den Gedichten gegenübergestellt, als Illuminationen von fremder Hand. Die Poesie gleicht einer Frau, deren Erscheinung und Gang vertraut wirkt, bis sie plötzlich in einem anderen Licht steht; man glaubt ihre Silhouette zu kennen und wie sie Bekanntes umreisst, um dann ein Detail ausserhalb ihrer zu entdecken, das zu ihr gehört: eine Säule, einen Vorhang.

Bregenzerwald, März 2015

die welt ist makelhaft · sie entstand in zufälligen irrläufen aneinander
abprallender oder sich verbindender korpuskeln – bis sonne erde
und mond daraus hervorgingen samt einem wenigen an äther der
aufstieg um die sterne zu formen – während die erde zerstückelt
wurde in territorien der hitze und kälte · wüsten und meere · berge
und wälder III.2

SANT' APOLLINARE IN CLASSE

die schritte hallen durch steinkiefern · in felseichen
und kiesrosen die zwischen marmornen strandlilien
in den verlorenen wald reichen
sommerschneeblumen unter den vigilien
seiner nadelkronen · nichts schreckt die steinhühner
aus dem moos · sie tragen ihre strophen vor
zu denen die meerbrise ein kehlen anstimmt um sich am gras
als tau niederzulegen · ihr blau wird immer grüner
um in einem wiesenflor
dem sonnengelb zu weichen · o sancta simplicitas
in der nur die bäume in den himmel ragen
aus deren steinfrüchten man licht gewinnt
und die felstauben sich mit dem bebenden schlagen
ihrer seelen in der luft halten · im rotgold gottes ein papagei
an dessen gefieder aus malachit jeder regen abrinnt

die gebete im unterholz · diese stotterei
unserer worte geht auf im sanften echo
der heilsfigur die ihre arme zum a und o
des erdballs ausbreitet · sich einem allherrscher anheim zu geben
sich beim sterben in ihm zu sehen wird stets nur vorstellung sein:
eine wirklichkeit von geschmolzenem glas
metallsprengsel und stein
wie auch die wahrheit der wir uns jetzt übergeben
ein mosaik ist elementarer teilchen – splitt
den wir zu welt zusammensetzen · fleisch und bein
in denselben vogelmieren und dornmyrten · ungreifbares kolorit
wir in dieser erlösung gleichermaßen mit uns allein

ravenna 13 | 14

wir glauben zeit zu erleben: doch ist dies falsch · einjeder erlebt nur momente - momente der erfahrung · schnipp mit den fingern: da ist ein bild - ein augenblick · schnipp sie erneut - und da ist wieder nur ein moment · du denkst zwar dass eines auf das andere folgt doch ist dies illusion: du erinnerst dich bloss im zweiten moment noch an den ersten · diese erinnerung jedoch ist keine erfahrung vergehender zeit: die erinnerung an den ersten moment ist nur teil des erlebens des zweiten · alles was wir erleben - alles was real ist - sind einzelne augenblicke XI.2

DIE FOTOGRAFIN

man kriegt kalte augen · sie schauen mir ins objektiv
und stellen sich dar – das lächeln schief
sinnig oder seelenvoll · albern · wie desinteressiert abwesend
vor der ewigkeit in der sie sich mit jedem klick festgehalten glauben
als gälte es das leben durch poses zu rechtfertigen
während ich nach dem suche was sie bloss sich selbst erlauben
den moment des unverstellt gegenwärtigen
aus all diesem mimen lesend
manchmal erwisch ich ihn beim wegdrehen
um darauf das gesicht zu sehen
das sie verlieren: errötend · zornig · eine art von leidenschaft
beim scheitern · nichts ungewöhnliches – und dennoch ein passbild
des privaten · aus dem mit ungeahnter auflösungskraft
etwas von uns hervorgeht beinah so mild
wie licht das silber schwärzt
ich muss dann bloss noch auf einen ausschnitt achten
der dies aufglimmen fasst · zu beobachten
wie verborgen wir sind schmerzt
wie vergeblich vor diesen hintergründen von mauern und narzissen
und wie wenig wir haltung zu wahren wissen

I4 III I4

die blätter vergleichen sich: öffnet der wind das grün des laubs sieht
man es darunter wie aus einem spiegel blitzen · man kann nur ein
tausendstel dessen sagen was man gewahrt · und da an allem zu
zweifeln ist gibt es wenig grund an zukunft zu denken: da ist einzig
das dies und jetzt · und alles nicht *in* sondern *von* diesem nu erfüllt -
hier in deiner hand XI.6

EIN STRASSENBAUARBEITER

kies in schotterkoffer schaufeln · heissen teer ausrechnen
damit der walzenzug ihn planiert
eine fahrbahn wird nie eben – erst bombiert
fließt das wetter ab · pfoften setzen · an den leitblechen
distanzstücke montieren: jeder folgt einem mittelstreifen
und fährt ins irgendwo oder vor
etwas davon · die trassierungen reichten zusammen um den äquator
mögliche schlaglöcher werden von uns im frühjahr repariert
spritzwasser und sirrende reifen –
das leben aber verläuft im schritttempo und die galerien die ich baue
zeigen allerorts die gleiche ansicht:
postkarten von wächten und lawinenhängen · das rauhgraue
von gneis der talwärts rutscht · eine tagesschicht
die hände dreckig und voll schwielen arbeite ich
ohne ein ende zu erkennen · alle strassen führen
auch stets zurück · nichts wird jemals fertig · hunger spüren
und trockenen munds weitermachen
der himmel ölig schillernd in lachen
die luft wie sie nach rost schmeckt · spitzwegerich
wuchernd an der böschung und holunder
das aufblitzen ihrer staubig weissen dolden ist mir genug an wunder